

Begegnungen mit (anderen) Tieren

aus dem amerikanischen Englisch übersetzt
und herausgegeben von Susanne Opfermann

Neofelis

Susanne Opfermann war Professorin für Amerikanistik an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ihre Arbeits- und Forschungsgebiete sind nordamerikanische Literaturen und Kulturen des 19. und 20. Jahrhunderts, Gender Studies und Animal Studies. Sie ist Übersetzerin englischsprachiger Lyrik und Prosa. Zusammen mit Helmbrecht Breinig übersetzte sie u. a. Elizabeth Stoddards *Die Morgesons* (Helmer 2011) und *Gedichte für eine Neue Welt. Kanadische Gegenwartsllyrik* (Leipziger Literaturverlag 2020).

Inhalt

- 7 Susanne Opfermann**
Berührungen. Einleitung

BEOBACHTUNGEN

- 21 Karen Davis**
Das geistige Leben von Hühnern,
beobachtet an ihren sozialen Beziehungen
- 53 Barbara Smuts**
Begegnungen mit dem Bewusstsein von Tieren
- 93 Toni G. Frohoff**
Jenseits der Speziesgrenze

BEGEGNUNGEN

- 107 Anna Merz**
Ein Nashorn aus der Wildnis von Hand aufziehen
- 115 Craig Childs**
Raben

133 Stacy Young

Jenseits von Jäger und Beute

147 Barbara Kingsolver

Frieden schließen

GEDANKENSPIELE

165 Kij Johnson

Die Evolution von Trickster-Geschichten
unter den Hunden vom North Park nach der *Wende*

199 Gregory Blake Smith

Hände

213 Ursula K. Le Guin

Sie entnennt sie

218 Quellen & Copyrights

BERÜHRUNGEN

EINLEITUNG

Susanne Opfermann

Im März 1995 waren mein Mann und ich an der kolumbianischen Karibikküste in der Sierra Madre de Santa Marta. Mit einem ortskundigen Führer machten wir eine Tageswanderung in den Urwald zu einer prähistorischen Siedlung der Tairona. Auf engem Maultierpfad ging es stetig bergauf. Lianen hingen armdick von den hohen Bäumen, Bromelien wuchsen in großer Höhe auf den Ästen. Überall sahen wir Straßen von Blattschneiderameisen, später auch die sehr großen, wunderschön metallisch-türkis leuchtenden Morphofalter. Vor allem aber schwitzten wir – die Luftfeuchtigkeit im Urwald ist enorm hoch und das Laufen anstrengend. Nach einer Stunde Fußmarsch erreichten wir die Siedlung. Die Steinanlagen, die Terrassen, Mauern und runden Steinfundamente für die Holzhäuser (die es nicht mehr gibt), waren immer noch intakt. Über ein ausgeklügeltes Kanalsystem be- und entwässerten die Tairona ihr Dorf und ihre Urwaldfelder. Ganz besonders beeindruckten uns die Straßen, die glatter, breiter und vollkommener als Römerstraßen waren und die ein Volk gebaut hatte, das keine Wagen kannte und weder Last- noch Reittiere besaß. Im Ort lebte noch eine

Tairona-Familie, einige scheue Kinder versteckten sich vor den Fremden in einer Hütte, die Eltern waren offenbar auf den Feldern.

Während wir uns umsahen, erschien ein großer schwarzer Klammeraffe in den Bäumen und hangelte sich ein Stück weit zu uns herunter. Ein Männchen, wie an dem Glied zwischen seinen Beinen unschwer zu erkennen war. Unser Guide reichte ihm eine halbe Banane, die gern genommen wurde. Dann nahm er eine weitere halbe Banane aus der Hand meines Mannes. Ich hatte nur ungesalzene Erdnüsse dabei, schüttete einige davon auf meine Handfläche und hielt sie dem Klammeraffen hin. Aber er nahm die Nüsse nicht aus meiner Hand, wie ich erwartet hatte, sondern griff stattdessen mit seiner langfingrigen Hand sanft meine eigene und führte sie zu seinem Mund. Die weichsten Lippen, die ich je gespürt habe, aßen die Nüsse ganz zart aus meiner Hand. Ich war verzaubert. Ein unvergesslicher Moment – die Begegnung, Berührung mit einem wilden Tier.

Etwas später wurde mir klar, dass es natürlich kein ganz wildes Tier war, sondern der Affe schon wusste, dass Besucher Futter mitbrachten, und daran gewöhnt war. Noch etwas später begriff ich, dass der Affe, den ich als offensichtliches Männchen gesehen hatte, vermutlich ein Weibchen war, denn bei Klammeraffen haben die Weibchen (ähnlich wie weibliche Hyänen) eine extrem verlängerte Klitoris. In dieser Erinnerung kommt beides zusammen: der Zauber, den die Begegnung mit einem Wildtier haben kann, und die falsche Bestimmtheit, mit der ich die Situation interpretiert habe. In der Begegnung mit dem Anderen geraten unsere eingeübten Kategorien ins Rutschen. Das wilde Tier, das mich berührte, war in der Tat ein wildes Tier, aber es war auch ein wenig zahm gefüttert. Die Klassifizierung wild / zahm,

die uns so fraglos einleuchtet, wird dabei fragwürdig: Was ist zahm? Wann ist zahm zahm? Wie zahm ist zahm? Fand der Klammeraffe mich zahm, weil ich tat, was er erwartete? Noch gravierender war meine Fehlzuschreibung im Bereich der Geschlechtszuordnung. Ich war mir völlig sicher, dass es sich um ein Männchen handeln musste, weil ich ja seinen ‚Penis‘ sehen konnte. Wie immer, wenn wir bei der Zuschreibung von Geschlecht Fehler machen – und Geschlechtszuschreibung ist eine unserer ganz basalen sozialen Unterscheidungen, auf die wir im sozialen Umgang unentwegt zurückgreifen und die wir auch selbstverständlich auf andere Tiere übertragen –, war ich verunsichert, als ich meinen Irrtum erkannte. Sobald wir bemerken, dass die kulturellen Kategorien, mittels derer wir (uns) die Welt erklären, falsch oder nicht angemessen sind, werden wir darauf zurückgeworfen, uns selbstständig Gedanken zu machen, vielleicht neu zu sehen und anders zu denken. Auch wenn es dabei keine Garantie gibt, dass das Ergebnis dann angemessener ist, sind wir doch genötigt, uns und unser ‚Wissen‘ zu hinterfragen. Wir glauben, was wir sehen, aber wir sehen vor allem das, was unseren Erwartungen entspricht, und die können durchaus unzutreffend sein. Irren ist jedoch nicht nur menschlich. Auch auf der anderen Seite der Begegnung kann es Fehleinschätzungen geben, könnten wir einander wechselseitig missverstehen, und doch könnte ein Austausch stattfinden. Das macht die Begegnung mit dem Anderen, mit dem Fremden, mit anderen Spezies so besonders: dass sie uns nicht nur das Andere nahebringt, sondern uns auch selbst in Frage stellt, wenn wir offen sind und dies zulassen. Ich habe gelernt, meinen ersten Eindrücken in der Begegnung mit dem Anderen nicht mehr blind zu vertrauen, ohne deswegen deren Zauber zu verneinen.

Im Zusammenleben mit unseren Hunden, erst Acadie, später Amber, habe ich weitere Lektionen verinnerlicht. Die wichtigste war vielleicht, die Beziehung zu den Hunden nicht als eine hierarchische zu sehen, in welcher der Hund mein Haustier ist, mein Ersatzkind, das von mir versorgt wird und mich dafür zu lieben hat. Diese Art von ‚Hundeliebe‘ bezeichnet die Biologin und Wissenschaftstheoretikerin Donna Haraway als ungerecht gegenüber Hunden, Kindern und Erwachsenen.¹ Als Alternative konzipiert sie die Hund-Mensch-Beziehung als eine von *companion species*. Damit meint sie eine Beziehung von zwei Spezies, die einander begleiten und Gefährten für einander sind. Dafür müssen wir unsere Hunde als eigenständige Subjekte anerkennen, die Bedürfnisse, Gefühle und Absichten haben, die nicht unbedingt mit unseren übereinstimmen. So wie unsere Hunde ihrerseits unsere Stimmungen, Gefühle und Absichten wahrnehmen. Eine Liebesbeziehung zwischen zwei Subjekten ist etwas ganz anderes als eine zwischen Frauchen und Hund. Sie ist ein Prozess, etwas, das sich entwickelt und verändert. Sie ist nicht notwendigerweise einfach oder leicht; es wird Missverständnisse geben, vielleicht Ungerechtigkeiten, aber auch Freuden. So eine Beziehung besteht aus wechselseitigen Abhängigkeiten. Sie zu leben, bedeutet, sie im täglichen Leben miteinander zu gestalten. Es bedeutet nicht, nie Nein zu sagen. Die Intelligenz und Individualität von Hunden, ihre unglaubliche Fähigkeit, uns in unseren Stimmungen und Schwächen zu lesen, macht es leicht, sie als eigenständige Subjekte zu sehen. Diese Eigenständigkeit zu respektieren, ist manchmal unbequem für uns, aber wenn wir den anderen als Anderen ernst nehmen, müssen wir ihn auch respektieren. Respekt für den/die/das lebende Andere ist eine notwendige Konsequenz aus der Einsicht, dass wir ebenfalls

Tiere sind. Biologisch gesehen gehören wir zu den Menschenaffen, den Primaten, und damit zu den höheren Säugetieren. Recht eigentlich ist ein menschliches Individuum sogar mehr als ein einzelnes Tier – wir existieren dank der vielfältigen Mikroorganismen, die in unseren Körpern leben und ohne die wir nicht leben könnten. Umso mehr Grund, Respekt vor dem Leben zu zeigen – in seiner Ähnlichkeit mit uns ebenso wie in seiner Differenz. Was aus einer solchen Haltung für uns menschliche Tiere erwachsen kann, davon erzählt dieses Buch.

Die Texte, die hier versammelt sind, habe ich während der letzten Jahre im Zuge meiner Beschäftigung mit Animal Studies entdeckt. Ich habe sie bei der Vorbereitung von Seminaren zu Tieren in der Literatur gefunden, für die ich wissenschaftliche und literarische Texte gesichtet habe. Dabei bin ich auch vielfach auf Erfahrungsberichte gestoßen, die von besonderen Begegnungen mit Tieren berichten. Die Autor*innen stammen alle aus angloamerikanischen Kontexten; ihre Texte sind in den letzten gut dreißig Jahren entstanden. Allen diesen Texten ist gemeinsam, dass sie die Gewohnheit, den Menschen selbstverständlich als Mittelpunkt ‚unserer‘ Welt zu denken, also den Anthropozentrismus, auf die eine oder andere Weise in Frage stellen oder unterminieren. Alle eint der Wunsch nach einer Welt, die nicht nur menschlich ist, nicht nur auf unsere Ansprüche und Bedürfnisse hin ausgerichtet, sondern die Gemeinschaft mit anderen Tieren sucht und Achtung vor ihnen und dem Leben insgesamt hat. Alle sind, wie ich finde, nicht nur interessant und bedenkenswert, sondern auf vielfältige Weise wunderbar, und sie sind es unbedingt wert, auch einem deutschsprachigen Publikum zugänglich zu sein. Sie gehen das Thema Tierbegegnungen in unterschiedlicher Weise

an: aus einer wissenschaftlich inspirierten Perspektive, als Erinnerungen an ungewöhnliche Begegnungen und Erlebnisse und als literarische Texte, die frei sind, Begegnungen zu erfinden, und deshalb ganz besonders geeignet sind, die Bedingungen unseres Zusammenlebens mit Tieren zu imaginieren.

Im ersten Teil berichten drei Wissenschaftlerinnen von ihren Erfahrungen. Karen Davis gründete 1990 die Tierschutzorganisation United Poultry Concerns, die sich für die artgerechte Haltung von Geflügel einsetzt und Hühnern aus Legebatterien und sonstiger schlechter Haltung eine Auffangstation bietet. Ihre über viele Jahre gemachten Beobachtungen von Hühnern, Enten und Puten sowie ihre Erlebnisse mit ihnen öffnen den Leser*innen die Augen dafür, dass Hühner, die ja gemeinhin als nicht besonders intelligent gelten, ausgeprägte Persönlichkeiten haben. Wer diesen Text gelesen hat, wird sie hinfort mit anderen Augen sehen. Barbara Smuts, bekannte Verhaltensforscherin, Anthropologin und Psychologin, beschreibt in ihrem Essay, wie sie lernte, ein Pavian zu werden. Als junge Doktorandin lebte sie fast zwei Jahre mit einer Horde wildlebender Paviane in Kenia, um Daten für ihre Doktorarbeit zu sammeln. Damals glaubte die Verhaltensforschung noch, man könne die Tiere am besten beobachten, wenn man sich quasi unsichtbar macht, also so unauffällig wie möglich sich anschliche und nicht mit ihnen interagierte. Smuts merkte sehr schnell, dass die Paviane das nicht akzeptierten, und gab ihre Unsichtbarkeitsversuche als ineffektiv und unglaublich auf. Stattdessen lernte sie, sich wie ein unauffälliger Pavian zu benehmen. Mit der Zeit stellte sie fest, dass der enge Kontakt mit der Paviangruppe sie selbst veränderte. Und diese

Veränderung, so schreibt sie, hatte langfristige Konsequenzen für ihr weiteres Leben und ihren Umgang mit anderen Tieren, was sie vor allem an ihrem Verhältnis zu ihrem Hund Safi beschreibt. Daraus entwickelt sie ein Stufenmodell, das Beziehungen insgesamt charakterisiert, seien es Beziehungen von Menschen untereinander oder Tier-Mensch-Beziehungen. Im dritten Beitrag in diesem Teil berichtet die Verhaltensforscherin und Meeresbiologin Toni G. Frohoff über ihre Forschung und ihre Begegnungen mit Delfinen und Walen. Sie erläutert, warum das so populäre Schwimmen mit Delfinen durchaus problematisch sein kann und was zu bedenken ist, damit unsere Liebe zu diesen schönen Tieren nicht nur uns Freude bereitet. Hier wie auch in den beiden vorherigen Aufsätzen wird praktisch vorgeführt, was es heißt, den anderen als Subjekt anzuerkennen und ihm auf Augenhöhe und nicht von oben herab zu begegnen.

Im zweiten Teil berichten die Autor*innen von besonderen Begegnungen oder Beziehungen zu Tieren, auch ungewöhnlichen. Anna Merz erzählt von ihrer engen Freundschaft mit einem wildlebenden Nashorn, das sie als Baby aufzog und das auch später noch täglichen Kontakt mit ihr pflegte. Artenschutz, so wird deutlich, findet auf der Ebene des Individuums statt. Die berühmte Schimpansenforscherin Jane Goodall hat darauf hingewiesen, dass wir nicht Arten, sondern Individuen begegnen, und Individuen sind einzigartig. Das gilt auch für die Beziehung zwischen Anna Merz und dem Nashorn Samia. Craig Childs, Naturschriftsteller und Verfasser zahlreicher Bücher über seine extremen Touren und Wanderungen in der amerikanischen Wildnis, berichtet von einer höchst ungewöhnlichen Begegnung mit einer großen Gruppe Raben in der Wüste des südlichen Utah. Die Leser*innen mögen sich fragen, ob das, was Childs erlebt,

tatsächlich sein kann oder ob er es sich eher so wünscht. Aber seine Bereitschaft, Raben eine eigene Kultur und auch ein moralisches Empfinden zuzugestehen, ist eben auch die Bereitschaft, sie als Subjekte einer eigenständigen Gemeinschaft zu sehen, die ihre eigenen Regeln macht. Stacy Youngs Text erzählt vom Umgang mit einem verwilderten Kater und einem Lernprozess – ihrem eigenen. Sie spricht davon, wie schwierig es für Menschen oft ist, Tieren gegenüber nicht bestimmen zu wollen, sie nicht einzuengen und unter unsere Regeln zu zwingen. Was sie erlebt, als sie das verstanden hat und es wagt, loszulassen, ist eine sehr bedenkenswerte Lektion. Der letzte Text in diesem Teil stammt von der bekannten Roman- und Sachbuchautorin Barbara Kingsolver, die hier sehr unterhaltsam erzählt, wie sie lernte, mit den anderen Tieren des Lebensraums, in dem sie sich niedergelassen hatte (in der Wüste vor den Toren von Tucson, Arizona), nicht länger Krieg zu führen, sondern Kompromisse zu schließen. Dabei entdeckt sie erstaunliche Parallelen zwischen menschlichen Jugendlichen und nordamerikanischen Javelinas, zu Deutsch Nabelschweinen, zwei Gruppen, die vergleichbar wenig von vorgegebenen Regeln halten. Diese persönlichen Erlebnisse sind anekdotenhaft und nehmen nicht für sich in Anspruch, im Einzelnen wissenschaftlich überprüfbar zu sein. Das macht sie als Erkenntnisinstrumente aber nicht weniger wichtig, denn Anekdoten erklären erzählend das Verhalten und die Interaktionen von Menschen und anderen Tieren. Dabei verbinden sie das Einzigartige mit dem Beispielhaften und tragen so zum allgemeinen Erkenntnisschatz bei.

Der dritte Teil versammelt drei literarische Erzählungen. Die Science-Fiction-Autorin Kij Johnson befasst sich mit der Frage, was wäre, wenn unsere Haustiere plötzlich sprechen

könnten. Könnte ein alter Menschheitstraum dann sehr schnell zu einem Alptraum werden? Und da menschliche Sprache in allen Gesellschaften auch die Funktion hat, die Welt zu erklären und verstehbar zu machen, was gemeinhin über das Geschichtenerzählen funktioniert, stellt sie auch die Frage, welche Geschichten beispielsweise sprechende Hunde einander erzählen würden. Vorbild sind ihr dabei die Trickster Stories der nordamerikanischen indianischen Kulturen, deren tierische Protagonisten, z. B. Kojote oder Rabe, soziale und sexuelle Normen durchbrechen, dabei andere Tiere oder Menschen hereinlegen oder auch sich selbst austricksen. Gregory Blake Smith erzählt von einem Waschbären, der Abend für Abend den Mülleimer seines Protagonisten plündert. Der Versuch, dies zu unterbinden, führt zu einer Art von Beziehung zwischen den beiden, in der Austausch, Aushandlung und das Aufgeben von Positionen zentral werden. Durchweg bleibt die Beziehung sprachlos und dennoch scheint sich so etwas wie Kommunikation zu ereignen. Und zwar auf beiden Seiten, die dadurch, obwohl ihr Verhältnis eher von Verachtung als Bewunderung geprägt ist, eine Art von Gleichwertigkeit erreichen. Der letzte literarische Text stammt aus der Feder der bekannten Feministin und Science-Fiction-Autorin Ursula K. Le Guin, und stellt noch einmal eine sehr grundsätzliche Frage zu Mensch-Tier-Verhältnissen. Müssten wir nicht, wenn wir anderen Tieren wirklich auf Augenhöhe begegnen wollten, die biblisch verbriefte Hierarchie und Kontrolle aufgeben, die in der westlichen Kultur ihren Ausdruck im Auftrag an Adam findet, alle Tiere zu benennen und sich die Erde untertan zu machen? Wenn wir noch einmal von vorne anfangen wollten, einander neu begegnen, vorgefasste Kategorien aufgeben, unsere Beziehungen grundsätzlich neu denken, dann

wäre der erste Schritt der, den Le Guin erzählt. Denn, um es mit der afroamerikanischen Autorin Alice Walker zu sagen, Tiere wurden nicht für Menschen gemacht, ebenso wenig wie Schwarze Menschen für *weiße* Menschen oder Frauen für Männer gemacht wurden.² Damit weist sie auch darauf hin, dass Formen sozialer Unterscheidung und Diskriminierung wie Rassismus, Sexismus, Klassismus oder auch Speziesismus (die Anschauung, nach der Menschen allen anderen Arten überlegen sind) strukturell ähnlich sind und ähnlich funktionieren. Ein Denken aufzugeben, das Menschen oder Männer oder Weiße oder eine Elite privilegiert und ins Zentrum setzt, ist die kopernikanische Wende, die wir brauchen. Wir sind, in den Worten von Aldo Leopold, Teil einer „biotischen Gemeinschaft“ (*biotic community*). Unsere Verantwortung umschließt die Fähigkeit zu antworten, *response-ability*, wie Donna Haraway das nennt. Das aber setzt voraus, dass wir bereit sind, mit dem Anderen zu sprechen, dem Anderen zuzuhören. Dass das möglich ist, zeigen die Texte in diesem Buch. Sie berichten von Begegnungen mit Tieren in der realen Welt, die uns das Staunen lehren und hoffentlich den Wunsch nach Veränderung wecken. Die literarischen Texte entwerfen Möglichkeiten zu Gedankenspielen, die uns vielleicht dazu bringen könnten, auch in der Welt, in der wir leben, etwas an unserem Umgang mit anderen Tieren (und der Natur insgesamt) zu ändern, indem wir uns selbst ändern. Wir übernutzen die Ressourcen unserer Welt, das ist sattsam bekannt. Wenn wir weiterleben wollen, müssen wir anders leben. Aber wie können wir anders leben? Was braucht es dazu? Sicher vieles, aber auch dies: Wir müssen uns als Teil der Welt und ihrer Natur begreifen, nicht als ihr Gegenüber. Wir müssen unsere Verwandtschaft mit anderer Natur verstehen und mitdenken, dass wir auf sie angewiesen

sind. Wir müssen von anderen Tieren lernen. Wir müssen anfangen, andere Geschichten zu erzählen. Die Texte hier sind Beispiele dafür. Sie sind unterschiedlich, bilden auch stilistisch ein breites Spektrum ab. Manche berichten Faktisches und andere sind Fiktionen, Literatur. Dass Dinge, dass Menschen anders sein können, davon erzählt die Literatur eigentlich immer. Deshalb ist sie ein Reservoir für unsere Fantasie, unsere Fähigkeit, anders zu denken. Um Wege in eine andere Art zu leben zu finden, brauchen wir alles: die wissenschaftliche Forschung, Erfahrungsberichte, aber eben auch die Literatur.

Schließlich noch ein Wort des Dankes an alle, die mir bei der Zusammenstellung dieses Buchs geholfen haben: Meine Student*innen haben viele der Texte mit mir diskutiert. Ingrid Spiegel-Vincon hat das gesamte Manuskript gelesen und mir Mut gemacht. Carollina Fabinger hat wunderbar verstanden, worum es mir geht. Matthias Naumann danke ich für sein hervorragendes Lektorat. Helmbrecht Breinig danke ich für viele gute Anregungen und dafür, dass er mein Mensch ist. Amber danke ich dafür, dass sie unser Hund ist und mir beibringt, anders zu denken. Ihr widme ich dieses Buch.

1 Vgl. Donna Haraway: *The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness*. Chicago: Prickly Paradigm 2003.

2 Vgl. Alice Walker: Foreword. In: Marjorie Spiegel: *The Dreaded Comparison. Human and Animal Slavery*. London: Mirror 1996, S. 13–14.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für die deutschen Übersetzungen

© 2022 Neofelis Verlag GmbH, Berlin

www.neofelis-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Marija Skara

Lektorat & Satz: Neofelis Verlag (mn/vf)

Druck: PRESSEL Digitaler Produktionsdruck, Remshalden

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier.

ISBN (Print): 978-3-95808-357-8

ISBN (PDF): 978-3-95808-409-4